

## Zürcher Disputation zum Öffentlichen Raum

Martin Heller, Museum für Gestaltung Zürich

### Denkspiele

Die prominenteste Alternative zum öffentlichen Raum war einmal der private. Denn die Verhältnisse ändern sich. Sie ändern sich so schnell, dass unser Denken immer öfters zurückbleibt. Was dann bedeutet, dass wir mit überholten Denkmustern und Argumenten zu verstehen und, wesentlich folgenreicher, zu bearbeiten suchen, wofür wir zwar eine Anschauung, aber noch keine Begriffe haben, und was wir folglich schlecht begreifen.

Das scheint mir das Grundproblem zu sein.

Nicht nur Ihr Grundproblem, wohlverstanden, sondern auch meines bzw. unseres. Darum versuche ich im folgenden, Ihnen ein paar eher marginale Beobachtungen vorzuführen und daraufhin zu kommentieren, worauf sich das, was ich zu sehen meine, denn eigentlich abstützt. Immerhin sind "Sehen" und "Öffentlichkeit" auf das intimste verbunden; das Zufallspublikum jeder auch nur einigermaßen attraktiven Baustelle beweist das ebenso unwiderlegbar wie jene Sozial-Voyeure, die sich erst im Landesmuseum, mit Blick auf den Platzspitz, einigermaßen verdeckt halten konnten und nun auf der Kornhausbrücke selbst zur offenen Szene geworden sind.

Die Hoffnung, die meine Beobachtungsarbeit leitet, besteht darin, bestimmte Formen von Ungleichzeitigkeit auszumachen. Diese Ungleichzeitigkeit wiederum ist, so denke ich, ein wesentlicher Grund für Fehleinschätzungen, Fehlverhalten und Fehlentscheide.

Es geht mir also darum, von jener Sorte Zufälligkeiten zu abstrahieren, wie sie etwa Geschmacksfragen darstellen. Stattdessen möchte ich "falsche" Argumentationen freilegen und von den "richtigen" trennen - von jenen Argumentationen, die es erlauben, sich vom Einzelbeispiel zu lösen.

Das soll nun keineswegs heissen, ich würde Geschmacksfragen von vornherein gering schätzen. Subjektiv bin auch ich durchaus an einer ästhetisch kompetent gestalteten und durchlebten urbanen Mitwelt interessiert. Meine Arbeit als Design- und Kunstkritiker indessen hat mich im Rahmen einer Debatte, die sich hier leider auch in geraffter Form nicht wiedergeben lässt, gelehrt, dass die Zeit einer normativen Regelung von Geschmacksfragen endgültig vorbei ist. Mehr noch: dass es keinen Sinn mehr macht, Geschmacksfragen scheinbar objektiv und im landläufigen Sinne "vernünftig", also z.B. "funktional" oder "angemessen" begründen zu wollen.

Lassen Sie mich das kurz illustrieren.

Die Gemüsebrücke beispielsweise halte ich für eine der eklatantesten Scheusslichkeiten dieser Stadt; es ist mir unerklärlich, wie man einen topografisch und atmosphärisch einzigartig bevorzugten Ort mit derart plumpen architektonischen und gestalterischen Massnahmen misshandeln konnte. Oder die vielgeschmähten Marronihäuschen: dieser biedersauberen Kleinstarchitektur eignet in meinen Augen durchaus ein gewisser, gleichsam schweizadäquater Reiz. Schliesslich die neuen Zeitungsboxen: hier meine ich, dass jeder Streit um "grau" oder "farbig" ohnehin nur Formbemalung - und damit das Problemfeld kollektiver Heiterkeit - statt Formgebung thematisiert.

Wen aber soll das überhaupt interessieren?

Wohl kaum jemanden. Auch Sie nicht. Denn hinter mir steht keine Autorität ausser der eines Museums irgendwo im Kreis 5, keine Kommissionsmehrheit, keine sonstige Entscheidungsbefugnis, keine Lobby, kein Quartierverein, kein Wählerpotential, nicht einmal die Züri-Woche. Also gibt es wenig vernünftige Gründe, meinen persönlichen Geschmack zum öffentlichen Massstab machen zu wollen.

Ich kann das beklagen - und mich damit in die Tradition jener Tragik einfügen, welche die unverstandenen Missionare des einzig Schönen, Guten, Wahren oder auch nur Richtigen seit jeher umhüllt: weil sie ihren eigenen Massstäben zufolge offenkundig gescheitert sind.

Ich kann aber auch durchaus uneitel und einsichtig akzeptieren, dass Sie als Erstverantwortliche für die Bewirtschaftung des öffentlichen Raums meinen Geschmack vernachlässigen mögen. Das läuft auf eine pragmatische Anerkennung des status quo hinaus - eine Denkweise, die Ihnen grundsätzlich nicht unbekannt sein dürfte. Trotzdem will ich nach wie vor unzufrieden sein dürfen mit dem, was ist: Anerkennung und Wertschätzung sind nicht dasselbe. Damit aber verlagert sich mein Interesse vom Ziel auf den Weg. Auf Ihren Weg, auf Ihre Entscheidungsfindung und auf die Bilder, die darin wirksam sind.

Das führt dazu, dass sich andere Argumente in den Vordergrund schieben.

Das Problem der Gemüsebrücke, so es für Sie überhaupt eines ist, verlagert sich von der konkreten Durchgestaltung des Ortes auf die Fragestellung, ob und wie weit die Stadt hier die Chance ihrer Selbstpromotion nach am Ende des 20. Jahrhunderts international gültigen Kriterien wahrnimmt.

Im Falle der Marroni-Häuschen treten sämtliche formalen Aspekte hinter die Mutmassung zurück, die Vereinheitlichung des einstmals Disparaten leiste, in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre vollzogen, einem Ordnungsdenken Vorschub, das jede ästhetische Differenz fatalerweise gleich und primär als soziale und damit zu beseitigende Ungleichheit liest.

Bei den Zeitungsboxen wiederum bleibt mir verschlossen, warum der zuständige Stadtrat offenbar gerade hier ein Exempel statuieren wollte mit der erklärten Vorgabe, "den Wildwuchs im öffentlichen Raum" zu verhindern und die "schleichende Vergammelung" der Stadt aufzuhalten. Geradezu aufregend jedoch wird es, wenn ich im Tages Anzeiger vom 22. Januar dieses Jahres weiter lese, Herr Aeschbacher habe "mit Blick auf wildes Plakatieren und Verkaufsstände auf Trottoirs" gemahnt, der öffentliche Raum dürfe "keine Ansammlung von Zufälligkeiten werden".

Genau das aber ist er - in der überwiegenden Mehrzahl jener Phänomene und Konstellationen, die den öffentliche Raum als Lebensrealität und nicht bloss als Ergebnis Form gewordener Regeldichte ausmachen.

Ein stadträtliches Statement solcher Prägnanz belegt demnach idealtypisch das, was ich zu Beginn "Ungleichzeitigkeit" genannt habe: eine Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, die entweder für ihre Standhaftigkeit bewundert oder ob ihrer Hilflosigkeit belächelt werden kann.

Wie im Falle jenes Gemüsehändlers in der Josefstrasse, dem offenbar, so das "Quartiereché", von der Gewerbepolizei in korrekter Anwendung der "Vorschriften über die vorübergehende Benützung des öffentlichen Grundes zu Sonderzwecken (VBöGS)" die Weiterführung seines mobilen Früchte- und Gemüsehandels per Moped und Anhänger untersagt wurde. Dies zu einem Zeitpunkt, zu dem buchstäblich die halbe Welt weiss, an welchen Strassenecken im selben Quartier welche Drogen im offenen, wenn auch durchaus illegalen Strassenverkauf erhältlich sind.

Wir sind überfordert. Überfordert mit dem, was spätestens seit der Platzspitzöffnung wirkliche Öffentlichkeit bedeutet: "ein leicht irritierendes Nebeneinander von urbanen Qualitäten und sozialem Zerfall, von Lebenslust und Ärmlichkeit". Nachzulesen nicht etwa in einer soziologischen Studie, sondern in der Rubrik "Marktbummel" des Tages Anzeigers vom 26. Oktober, die dem Limmatplatz gewidmet war.

Soviel Öffentlichkeit haben wir nicht gewollt. Oder anders herum: Wir sind Statisten eines sozialen Experiments, das irgendwie ausser Kontrolle geraten zu sein scheint. Oder, so die andere Möglichkeit, das wir nicht durchschauen – weil wir aus historischen und politischen Gründen auf eine bestimmte urbane Dynamik, auf bestimmte Formen der Schamlosigkeit oder auf die Nachtseiten des Multikulturalismus nicht vorbereitet sind.

Worauf will ich hinaus? Auf ein paar letztlich einfache, aber schwierig zu handhabende Einsichten und Forderungen.

Zum ersten: Unsere Vorstellungen von "Öffentlichkeit" haben sich – in welchem Modus von Zustimmung oder Widerspruch auch immer – an dem zu bemessen, was hier und jetzt geschieht: an den Bedingungen einer beispiellos mediatisierten, postindustriellen, "postmodernen" Gesellschaft also. Dass es so etwas wie Telezüri gibt, dessen VJ's permanent unter Stoffdruck durch die Stadt stolpern, oder dass wir von Hörerkontakten, Talkshow-Geplätscher und Reality-TV umzingelt sind, ist für unsern und Ihren Umgang mit öffentlichem Raum bedeutsamer als jener sattsam bekannte, tradierte Vorstellungsapparat, der sich auf die griechische Polis, auf Regel und Leben der klassischen italienischen Plätze, die Volkspädagogik der "guten Form" und ähnliche Ideale beruft.

Zum zweiten: Das bedeutet zugleich, dass wir in einer Konstellation von geradezu "einschneidender Pluralität" (Wolfgang Welsch) leben. Der deutsche Soziologe Dirk Baecker, dessen soeben bei Merve erschienenen Bändchen "Postheroisches Management" auch für die Manager des öffentlichen Raums eine Vielzahl überraschender und bedenkenswerter Erkenntnisse bereithält, kommt in diesem Zusammenhang auf die gegenwärtige Hausse des Begriffs "systemisches Denken" zu sprechen, deutet dieses Denken gezielt salopp als "Wiederentdeckung des gesunden Menschenverstandes" und destilliert als dessen wichtigste Maxime die simple Botschaft: "Es kommt darauf an". Demnach gibt es keine allgemeingültigen Rezepte; stattdessen sind wir aufgerufen, "'kontextualistisch' zu denken, das heisst in unterschiedlichen wie auch in denselben Situationen unterschiedliche Perspektiven einnehmen zu können, um dem Eigensinn und der Vielschichtigkeit der von ihnen Beobachteten ja zuallererst konstruierten Wirklichkeit gerecht zu werden."

(Um ein letztes Mal die Zürcher Drogenmisere zu bemühen: sie demonstriert wenigstens überzeugend, wie lange es braucht, bis sich eine solche Erkenntnis im öffentlichen Diskurs zu einem empfindlichen Thema durchsetzt. Oder, zynischer: wie lange es braucht, bis eine Stadt erwachsen wird.)

Zum dritten: Wo Eigensinn und Polyvalenz der Realität respektiert werden, hat jede Planung einen schweren Stand. "Planung", so nochmals Baecker, "gilt heute heute nicht mehr als Weisheit letzter Schluss und schon gar nicht als Ausweis eines rationalen Vorgehens. Das Management selbst, früher nur Ausführer und Anreger von Planung, ist an die Stelle des Plans getreten. Die Sicherung der Möglichkeit, je gegenwärtig sinnvoll handeln zu können, ist von grösserer Bedeutung als die Festschreibung eines Ziels und der Wege, die dorthin führen. Das macht Planung indessen nicht überflüssig. Im Gegenteil. Aber die Planung ist heute vielfach genau das, als was sie von der Organisationstheorie schon seit langem bezeichnet wird: ein Reflexionsinstrument, das Angebot einer Ebene, auf der Zusammenhänge zwischen den Handlungen gestern, heute und morgen, Zusammenhänge zwischen deinen und meinen Handlungen und Zusammenhänge zwischen der Bearbeitung des einen Problems und der Bearbeitung des anderen Problems sowohl hergestellt als auch vermieden werden können."

Zum vierten: Dieses Situationsprofil beeinflussen treten einige zusätzliche Faktoren, Schweizer Altlasten gewissermassen. Dazu gehört vor allem anderen – und neben Aspekten wie etwa jener besonderen Form "familiärer" Interpretation von Öffentlichkeit, die bereits analysiert wurde – ein unaufhaltsamer Drang zum Perfektionismus. Voraussetzung dafür sind einerseits natürlich die ökonomischen Mittel, die derartigen Aufwand überhaupt erst erlauben, andererseits aber auch eine Haltung, die das Perfekte als Glücksmoment schlechthin versteht und daher unfähig ist, unterschiedliche Stufen von Beglückung zuzulassen. Ein anderes Moment bildet der Schweizer Hang zur Volksaufklärung- und -belehrung – Lehrpfade für alle und alles oder auch die völlig überflüssige symbolische Auszeichnung von Wertstoff-Sammelstellen mit Manifesten des schlechten Gewissens gehören in diese Abteilung. Zu nennen wäre schliesslich der allgegenwärtige Wunsch nach Behübschung, der den öffentlichen Raum mit Geranienorgien (Absender: die Stadt) oder Löwenpopulationen (Absender: die City-Vereinigung) karessiert.

Fazit: Die Probleme sind nicht in den Griff zu kriegen. Glücklicherweise. Denn erst solche Unmöglichkeit gibt, richtig verstanden, die Handhabe, die von Aeschbacher zu Unrecht denunzierte "Ansammlung von Zufälligkeiten" im Sinne eines kohärenten Handlungszusammenhangs zu managen. Und könnte dazu ermuntern, einen Teil unserer Probleme einfach nicht zu lösen – weil sie entweder zu wenig wichtig sind, oder weil jede neue Lösung voraussichtlich "schlechter" ausfallen wird als die aktuelle, oder weil wir eine Lösung aller Probleme schlicht nicht mehr bezahlen können.

Eines der Vorzeigeprojekte Zürichs im öffentlichen Raum ist die Neustrukturierung des Plakataushangs auf der Basis eines revidierten Vertrags der Stadt mit insbesondere der Allgemeinen Plakatgesellschaft. Das Ergebnis ist sichtbar und diskutabel: insgesamt weniger, dafür akzentuierter ausgewählte Aushangstellen, vereinheitlichte Trägerelemente, Ansätze zu einem nach den selben Regeln auch in Zukunft beispielbaren System.

Was steht im Hintergrund? Wirtschaftliche und politische Interessen haben sich getroffen. Der quasi-monopolistischen Plakatgesellschaft ist daran gelegen, die Werbefläche zu reduzieren, um den Konkurrenzdruck auf Kundenseite zu erhöhen und dem durch sein eigenes quantitatives Wachstum gefährdetes Medium Plakat überhaupt eine Chance öffentlicher Aufmerksamkeit zu bewahren.

Die Stadt wiederum hat ihre ästhetischen Vorstellungen realisiert. "Das Plakat gehört (...) in den öffentlichen Raum", schrieb Frau Koch 1992 anlässlich der Prämierung der Schweizer Plakate des Jahres. "Es kann seine Räumlichkeit verschönern oder zerstören, je nachdem. In massierter Ansammlung stürmen die grellen und schnellen Botschaften von den Plakaten hinab ins Auge: Das strapazierte Beobachten wünscht sich Ausnüchterung. (...) Geschickt plazierte Plakate urbanes Raumgefühl steigern. Sie bringen sich zur Geltung, indem sie dem Schwung einer Strassenkurve folgen, einen Fassadenvorsprung strassenseits nachzeichnen, ein Parkfeld beleben, eine Bauwand betonen..."

Argumentation und Vokabular stammen aus den zehner und zwanziger Jahren. Der Heimatschutz hat sich damit so lange erfolglos gegen das rhizomatische Vordringen der bösen Reklame in den öffentlichen Raum gewehrt, bis auch die Plakatgesellschaft am gleichen Strick zog, die wirtschaftlichen Vorteile einer Normierung der Formate und einer Kontrolle der Distribution erkannte und sich den Schutzgedanken als Vehikel zur Durchsetzung ihrer eigenen Interessen zunutze machte.

Gegen solche Aneignung ist auch nichts einzuwenden. Mich stört etwas anderes: dass die paar zitierten Sätze so ziemlich alles negieren, was die Stadt nicht nur des ausgehenden 20. Jahrhunderts von einer Genossenschaftssiedlung unterscheidet: Schnelligkeit, Überangebot, Überraschung, visuellen "Sound", Rausch, selbst den "Chock" Walter Benjamins.

Wiederum kommen die ideologische Begründung und das real, in produktiver Komplizenschaft eingegangene Arrangement nicht zur Deckung. Das hat Folgen. Wer das Plakat generell als Ausstattungsfundus betrachtet, dessen Verwendung dosiert werden muss, um das "urbane Raumgefühl" zu steigern, wird etwa danach trachten, auch die bisher noch nicht monopolisierte Szene der Kleinplakate auf vergleichbare Weise zu disziplinieren. Das ist, soviel ich weiss, auch beabsichtigt.

Wer jedoch "systemisch" argumentiert, käme möglicherweise zum durchaus vernünftigen Schluss, in das System des "wilden" oder "halbwilden" Kleinplakat-Aushangs gar nicht erst einzugreifen – weil das Ergebnis den Aufwand nicht lohnt. Zumal (aber da schlittere ich wieder auf die Geschmacksebene zu) die im europäischen Kontext vergleichsweise überaus hohe Qualität der Schweizer Grafik gerade im eher informellen Bereich nahelegt, deren Output unabhängig von "geschickter Platzierung" als ästhetische Bereicherung der Stadt zu werten.

Ein abschliessender Bilderbogen zu einem der Hot Spots der jüngeren Stadtgeschichte mag Ihnen im sonnigen Dia zwar verharmlosend und damit unzulänglich, aber doch wegweisend vor Augen führen, wie sich eines zum anderen fügt. Ich gestehe es gern: Ich liebe Zürichs Chinagarten. Er ist zwar kleiner als der etwa in Montreal, mit dem ich aus zufälligen biografischen Gründen besser vertraut bin. Aber er lässt in seiner opulenten Bescheidenheit vieles von dem spüren, was chinesische Gartenphilosophie und Gartenbaukunst ausmacht.

Ende gut, alles gut also, Cube hin, Wasserversorgung her?

Dem Geschenk ist es ergangen, wie es halt so geht bei uns: es hat einen Platz gefunden. Hart am Verkehr. Assistiert vom geschlossenen Corbusier-Haus. Einem für Kinder nicht nur im Winter bedingt attraktiven bis abweisenden Spielplatz. Vorne der jeden Sommer hoffnungsloser übernutzte Park. Der modernistische Bungalow des Zürcher Segel-Clubs, rückseitig das Gartenbauamt. Die öffentlichen WCs zeige ich nicht.

Alles auf engstem Raum. Und dann kommt sie: die Ticketeria. Irgendwie ist irgendetwas vergessen gegangen. Oder wurde aus irgendwelchen Gründen gar nie in Erwägung gezogen. Stattdessen ein heizbarer Appendix. Sachlich, fröhlich, bewährt und nötig. Ein Lob auf die Kunst der Improvisation, die wir nicht beherrschen. Und vielleicht brütet schon irgendwo ein Gestalter über einer chinagerechten Dekoration.

"Versuche (...) das Gefühl zu vermitteln, dass im Kleinen das Grosse und im Grossen das Kleine, dass im Realen die Illusion und in der Illusion das Reale liegt", lese ich im Faltprospekt der "Drei Freunde im Winter" die Anleitung des weisen Sheng Fu.

Ich danke Ihnen.